

2. Auflage von Schopenhauers Hauptwerk ist, die kurz vorher erschienen war. Daß der Dichter sich als ansprechbar für die Schopenhauer'sche Metaphysik erwies, braucht keine Verwunderung zu erregen, da er ja mit dem Philosophen das Interesse für die Ideendichtungen des Ostens teilte. Auch die arabische und persische Spruchdichtung, die Rückert so innig vertraut war, kennt ja genügend Bekundungen der „Nichtigkeit der Welt“. Dem Hinweis auf die „Anbahnung“ weiterer Einflüsse Schopenhauers auf Rückert am Schlusse des „Colombo“ habe ich versucht nachzugehen. Es handelt sich um das große dreiteilige Geschichtsdrama „Cristoforo Colombo, oder die Entdeckung der Neuen Welt“, erschienen im Jahre 1845 in Frankfurt am Main. Das Schiff des bei seinen Königen in Ungnade gefallenen Entdeckers³ ist auf dessen vierter und letzter Reise nach der Neuen Welt vor Jamaica gescheitert und auf Strand gesetzt worden, mit dem festen Lande nur durch einen Laufsteg verbunden. Während der hier (im 3. Akt des 3. Dramas) durchgeführte Gedanke des Scheiterns eher nach Jaspers klingt als nach Schopenhauer, hat der Dichter die Idee der Verdichtung des „gerade eben noch Existenzmöglichen“ in dem Symbol des gestrandeten Wracks prägnant dargestellt: das Schiff auf Strand zu setzen, war eben noch das (relativ) Beste, was der Admiral tun konnte:

„Und besser konnten wir's, als hier, nicht treffen: / Die Sandbank grade hoch genug herauf / Vom Grund des Meers, das Wrack darauf zu gründen, / Und tief genug unter dem Ankergrund, / Daß unberennbar unsre Festung sei . . .“ — ein Sinnbild der labilen menschlichen Existenz, „schwebend zwischen Meer und Himmel, Meer und Land“ (a.a.O., 278 f.). Und ist nicht dieses Sinnbild des gestrandeten Wracks sogar geistreicher als jenes Xenion, das ja den Schopenhauerschen

³ Das Verhältnis von Rückerts dramatisierter Darstellung zur historischen Wahrheit bleibt hier natürlich außer Betracht.

Gedanken eigentlich nur versifiziert? — Aber der als Vizekönig abgesetzte, todkranke Entdecker der Neuen Welt ist selber „ein Wrack auf diesem armen Wrack“. Das Scheitern seiner Existenz kommt am stärksten auf die Formel in den Schlußdialogen mit dem menschenfreundlichen Bischof Las Casas, der der Indianersklaverei in den neu entdeckten Ländern ein Ende bereiten will. Las Casas wirft dem großen Entdecker vor, daß er, der berühmte Mann, mit dem ganzen Unheil begonnen habe:

„Du selber hast den Grund zum Bau gelegt / Des Wehs, das jene Welt nicht mehr kann tragen; / Dort wo man nun des Todes Wunde schlägt, / Hast du die blut'ge Strieme schon geschlagen“ (a.a.O., S. 344).

Freilich, Kolumbus hat dies alles „nicht gewollt und doch getan“. Die Versklavung und Ausrötung der Eingeborenen ist, willentlich-unwillentlich, das Werk der goldgierigen und grausamen Conquistadoren, und Kolumbus hat die Blindheit des Willens mit seinem Namen gedeckt („Wollten sie so? und glaubt ihr, daß sie's sollten? / Gesetzt, daß sie's gewollt, und auch gesollt; / Warum habt ihr's gesollt? warum gewollt?“). So ist Kolumbus der Träger einer Weltschuld: „Colombo, nimm zu deinem Schmerz den Schmerz / Von einer Welt und fühl' ihn als den deinen.“

Und der Todkranke akzeptiert das auch: „Du reichst dem Kranken bittere Arznei, / Zum Leben nicht, vom Leben zu genesen. / Ich fühle mich von meinen Werken frei, / Und sehe, wie ich unfrei bin gewesen“ (a.a.O., S. 268, 345, 353).

Heidelberg Wilhelm E. Mühlmann

„Zu Schopenhauers Antisemitismus“

Das Buch von H. W. Brann: „Schopenhauer und das Judentum“ (Bonn 1975) könnte, richtig gelesen, zur Zerstörung einer der vielen Legenden beitragen, die

noch immer mit Schopenhauers Namen verbunden werden: Schopenhauer als Befürworter des Selbstmordes, als Weiberfeind, als Bonvivant, bei dem der Widerspruch zwischen Leben und Lehre offenkundig sei (vgl. leider auch S. 3 und 70 der vorliegenden Schrift), Schopenhauer als Reaktionär und — nun eben als Antisemit, als Judenfeind, wie ihn das Pamphlet der Maria Groener, „Schopenhauer und die Juden“ (München 1920) uns vorstellt. Es ist gut, daß der Verfasser sich dieser letzten Legende einmal annimmt. Er sieht (ähnlich übrigens wie die Vertreter des Antisemitismus), die Juden nicht als Religionsgemeinschaft, sondern als Nation, — das habe Schopenhauer weit voraussehend und die zionistische Bewegung und den Staat Israel vorausnehmend, richtig erkannt. Daß er sich gleichwohl einiges von der Assimilation der Juden, von Emanzipation und Mischehen versprach, damit teile er Ideen seiner Zeit, die sich heute als tragischer Irrtum erwiesen hätten. Und daß er sich mit aller Schärfe etwa gegen „die grausame Vertreibung und Ausrottung der Mauren und Juden in Spanien“ (P II, 377) wendet, sollte nicht übersehen werden.

H. W. Brann spricht mit einer glücklichen Prägung von einem „metaphysischen Antisemitismus“ Schopenhauers, von seinem Kampf gegen die jüdische Religion, den jüdischen Optimismus vor allem, bei dem er die Kathederphilosophen im Geleit Hegels, Fichtes, Schellings mit ihrer Wiederbelebung der von Kant widerlegten scholastischen Gottesbeweise mit einbeziehe. Es geht bei diesem Kampf bekanntlich nicht ohne harte Worte ab, — wo immer hätte Schopenhauer jemals mit harten Worten gespart, wenn er sich gegen das seiner Meinung nach Unwahre, Falsche, Empörende wendete? — er hat den Optimismus (nicht im Zusammenhang mit dem Judentum) als eine wahrhaft ruchlose Denkungsart bezeichnet.

Brann überprüft die Anmerkungen Schopenhauers zum Alten Testament auf ihre sachliche Berechtigung, — man müßte sie heute wohl im größeren Zusammen-

hang der seit 1½ Jahrhunderten durch Ausgrabungen erschlossenen Kultur- und Geisteswelt des alten Orients sehen. Aber auch hier gibt es erstaunliche Vorwegnahmen bei Schopenhauer. Zu seiner Feststellung, „die Cherubim, auf welchen der Jehovah reitet, sind stierköpfige Wesen“ (P II, 403) bemerkt Brann, er habe Schopenhauers Quelle in dem umfangreichen biblisch-talmudischen Schrifttum nicht feststellen können, der Gedanke liege dem Judentum auch „völlig fern“ (S. 29). Dabei bedurfte es keines mühseligen Suchens. Schopenhauer selbst nennt seine Quellen: Psalm 99,1 („er sitzt auf den Cherubim“) und, neben anderen biblischen Stellen, vor allem Hesekiel, K. 1 und 10, wo die stier- und löwenköpfigen Cherubim genau beschrieben sind. Überdies aber konnte sich Schopenhauer bereits auf die ersten Berichte über die Ausgrabungen in Persepolis und Mesopotamien beziehen, bei denen die Bildnisse solcher Wesen zu Tage gefördert wurden.

Übrigens stehen die schärfsten Urteile über biblische Personen und Fakten nicht in den von Schopenhauer selbst besorgten Ausgaben seiner Werke, sondern in seinen letzten Manuskriptbüchern, aus denen sie Frauenstädt in die von ihm besorgte posthume Ausgabe der „Parerga und Paralipomena“ wörtlich übernommen hat. Man vermißt die sichtende, ordnende, zurechtsetzende Hand Schopenhauers, wie denn überhaupt die „Parerga und Paralipomena“ in der heute vorliegenden Gestalt neben dem ursprünglichen Text viel unbehauenes Material enthalten. Die neue Beschäftigung mit dem alten Testament, von der Schopenhauer seinem jungen Freund Adam von Doß i. J. 1857 erzählte, hat nicht mehr zu einem anscheinend geplanten eigenen Kapitel geführt, sondern nur zu den paar Abschnitten in den Manuskriptbüchern, die zuerst Frauenstädt ans Licht gezogen hat.

Vielleicht könnten Untersuchungen auf Grund des umfangreichen, heute zur Verfügung stehenden Tatsachenmaterials der Sache förderlicher sein als allgemeine Betrachtungen etwa über die Einstellung

des Judentums zu Frauen oder Tieren, die leicht zu vorschnellen Urteilen führen: Was Schopenhauer über die Frauen im Alten Testament sagt, würde dann kaum einfach „unsinnig und haltlos und empörend heuchlerisch“ (S. 62) heißen — Schopenhauer heuchlerisch! —, seine Ausführungen über die Frauen („Beschimpfungen“) im allgemeinen nicht schlechthin von einer „abgrundtiefen Verachtung gegenüber dem weiblichen Geschlecht“ zeugen.

Schwer begreiflich, solche Urteile! Und wie leicht überdies ergeben sie sich bei ungenauem Zusehen! Im Juni 1854 meldete sich David Asher mit einem Huldigungsschreiben im Hause an der Schönen Aussicht — Schopenhauer erhielt damals viele Briefe dieser Art, er hatte keine Lust darauf zu antworten. Er schrieb am 24. Juni 1854 an Julius Frauenstädt: „Kaiserliche Reskripte erhält man nicht so leicht“, — das, meint der Verfasser (S. 73 f.), sei nicht nur „schlechtes Benehmen“, hier spiele Schopenhauer die Rolle eines mittelalterlichen Fürsten, der bestimmten Juden Ausnahmegenehmigungen oder bevorzugte Behandlung gewähre. „Solche Anfälle von Größenwahn . . .“ Größenwahn! Dabei konnte ein Zurückblättern im Briefwechsel Schopenhauers ohne weiteres zeigen, daß der inkriminierte Satz nichts anderes ist als eine scherzhafte Anspielung auf einen kurz zuvor erschienenen, Frauenstädt wohlbekannten Aufsatz von Carl Rosenkranz, „Zur Charakteristik Schopenhauers“, der ironisch von dem „in Frankfurt erwähnten deutschen Kaiser der Philosophie“ gesprochen hatte. Schopenhauer ließ sich den Spaß behagen. „Habe soeben“, schrieb er noch am 11. September 1854, wieder an Frauenstädt, „die Kaiserliche Thronrede (in Form einer Vorrede) korrigiert und ratificirt. Majestät sind halt ungnädig.“

Brann sieht folgende Ambivalenz: Auf der einen Seite die freundschaftlichen Beziehungen Schopenhauers zu seinen jüdischen Anhängern und Freunden, auf der andern Seite die heftige Abwehr der jüdischen Religion, der jüdischen Gei-

steshaltung im Ganzen. Er glaubt ein Phänomen verdrängter Anziehung zu erkennen: eine heimliche Bewunderung des Judentums, seiner unerschütterlichen Beharrlichkeit und Beständigkeit, die, wann immer sie ans Licht drängte, in den Hintergrund geschoben, ins Gegenteil umgebogen werden mußte. Ist es nicht alles viel einfacher? Er nimmt seine jüdischen Freunde wie andere auch, er schätzt ihre menschlichen Eigenschaften, er nimmt an ihrem Ergehen warmen Anteil — Brann widmet ihnen das ganze Schlußkapitel seines Buches —, nur wenn er einmal einen Zug an ihnen bemerkt, der nach dem bekämpften Optimismus riecht, kanzelt er sie ab, ohne daß sie es übelnehmen. Man könnte die Parallele zu Schopenhauers protestantischen Freunden ziehen, Bunsen oder Gwinner etwa. Die freundschaftliche Beziehung leidet nicht daran, daß er den Protestantismus für einen platten Rationalismus erklärt, für einen Abfall vom echten Christentum, — eben für den optimistischen, jüdisch-protestantischen Rationalismus, genau das also, was er dem Judentum ankreidet. *ah.*

Schopenhauer bei Ullstein

Das gute Gewissen des Interpreten kann die subjektive Interpretation leicht in die elementare Darstellung hinein verschieben. Die Darstellung Schopenhauers durch Wanda *Bannour* im fünften Bande der von F. Châtelet herausgegebenen „Geschichte der Philosophie“ (deutsch im Ullstein-Verlag) kann bestenfalls als eine Art Übermalung Schopenhauers angesehen werden, die, selbst wenn sie als Restauration gedacht wäre, auf Entstellung hinausläuft. Ein Hin und Her zwischen Denotation und einer verschleierten Konnotation, direkte Mißverständnisse und eine Vermischung von bloßer Feststellung und Verurteilung machen diese Interpretation zu einer mehr als zweideutigen Angelegenheit.

Da soll Schopenhauer durch das vom Lebenswillen vorwärtsgestoßene „meta-